

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 20 (2013)
Heft: 219

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thema



«Wers verbockt, der zahlt». Das AKW Mühleberg ist den Vorarlbergern ein Dorn im Auge. Bild: pd

VORARLBERG

«Alles andere als lustig»

Obwohl die Betriebsbewilligung für das 1972 in Betrieb genommene AKW Mühleberg im Juni 2013 ausläuft, hatten die vier Kluboblete des Vorarlberger Landtags (von ÖVP, SPÖ, FPÖ und den Grünen) und die Obfrau des Naturschutzbundes im Frühjahr gegen das Schweizer Kraftwerk eine zivilrechtliche Klage auf Unterlassung einer erhöhten Gefährdung eingebracht. In Österreich, nicht in der Schweiz, und durch einen Anwalt aus Oberösterreich, nicht aus Vorarlberg.

Die Basis für die Klage, hinter der auch der Landeshauptmann und der Umweltlandesrat standen, war ein Gutachten der Abteilung Nuklearkoordination des österreichischen Lebensministeriums, das ein überdurchschnittliches Gefährdungspotential durch das 200 Kilometer entfernte schweizerische AKW für Vorarlberg behauptete. Die Klage brachte das auf den Nenner, dass «die ortsübliche Nutzung der Wohnungen» der fünf Vorarlberger Kläger «nicht durch radioaktive Immissionen aus dem Kernkraftwerk

Mühleberg beeinträchtigt» werden dürfe. Der Bregenzer Anwalt Dr. Ludwig Weh, der lieber völkerrechtlich argumentieren wollte und sich erfolglos um das Mandat bemüht hatte, hielt diese Formulierung für dilettantisch und «geradezu lachhaft». Aber es sollte noch weit dilettantischer kommen.

Am 18. September hatte sich das Feldkircher Landesgericht als nicht für die Klage zuständig erklärt. Die Richterin begründete den Beschluss mit dem Europäischen Übereinkommen über die gerichtliche Zuständigkeit, nach welchem das Landgericht Feldkirch nur zuständig wäre, wenn eine drohende Gefahr vorhanden wäre, welche die Richterin aber nicht erkennen konnte. Der Rechtsanwalt, der die Klage eingebracht hatte, der Linzer Dr. Christian Hadeyer, sagte zur grossformatigen Vorarlberger Regionalzeitung, «natürlich» sei das «eine Enttäuschung». Der erst seit einem Jahr im Amt befindliche Landeshauptmann Wallner äusserte sich noch geistreicher, indem er von dem AKW von einer «nennenswerten Bedrohung» sprach, die «alles andere als lustig für Vorarlberg» sei.

Klar, dass alle für einen Rekurs gegen den Beschluss des Landesgerichts waren. Die Frist, innerhalb welcher ein Rechtsmittel gegen einen Gerichtsbeschluss eingelegt werden kann,

beträgt zwei Wochen. Bei einem Urteil sind es vier Wochen, und offenbar hatte der Rechtsanwalt Hadeyer, der beim mündlich verkündeten Beschluss anwesend gewesen war, diesen für ein «Unzuständigkeitsurteil» gehalten, das es aber juristisch nicht gibt (journalistisch schon, aber das ist halt falsch, ein Beschluss ist kein Urteil). Offiziell ist natürlich die Kanzlei des Klagevertreters schuld, die aus irgendwelchen Gründen an vier Wochen Rekursfrist geglaubt haben soll. Jedenfalls versäumte es Hadeyer, den Rekurs während der Einspruchsfrist einzubringen. Jetzt schäumten die Kläger («unverzeihlich», «peinlich», «Riesenfehler»). Hadeyer hat noch einen Antrag auf Wiedereinsetzung des Verfahrens gestellt, aber mittlerweile ist ihm das Mandat entzogen worden, und die Kläger sprechen von Schadenersatzforderungen gegen die Kanzlei (der Grünen-Klubobmann Rauch formulierte: «Wers verbockt, der zahlt»).

Der schon erwähnte Bregenzer Rechtsanwalt Weh, der in Völkerrechtsfragen gewiss qualifizierter gewesen wäre als der Linzer Anwalt, wird sich in der Angelegenheit nun aber auch nicht engagieren können, weil er schon vor Hadeyers Fauxpas im Lokalfernsehen über diesen in einer wenig kollegialen Art hergezogen war und sich anschliessend selbst ohne falsche Bescheidenheit lautstark angepriesen hatte. Das sehen die Krähen eben nicht so gerne, wenn eine der anderen in aller Öffentlichkeit ein Auge auszuhacken versucht. Im Geheimen wärs was anderes.

Alles andere als lustig für Vorarlberg sind natürlich auch jene Dilettanten, die offenbar nicht in der Lage waren, den Beschluss, den sie als Kläger ja alle erhalten hatten, bis zum Ende durchzulesen. Dort steht bekanntlich immer die Einspruchsfrist.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

SCHAFFHAUSEN

Sechzehn wunderbare Jahre

Als Stadtpräsident Thomas Feurer an einem Montagabend Anfang Dezember als Kulturreferent verabschiedet wurde, gab es Geschenke und Dankesagungen zuhauf, und das brachte selbst einen homo culturalis wie ihn an den Rand der Rührung. Denn schliesslich war das nicht ir-

gemeine Verabschiedung. Es waren die Kulturschaffenden selber, die den grossen Schutzheiligen der Stadtschaffhauser Kultur nach sechzehn Jahren verabschiedeten. Dabei sollte es um mehr als bloss rührende Dankesreden gehen. Darum nämlich, dass sich Kulturschaffende austauschen. Das wird bei uns Kulturtreff genannt und vom Kulturrat organisiert.

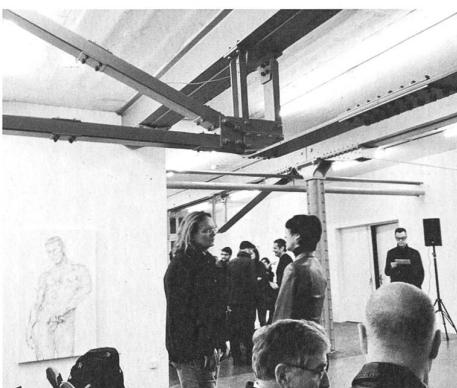
Im Kulturrat sitzen: Kurt Gallmann für die IG Kammgarn, Cornelia Wolf für den Vebikus, Esther Hermann für die Musikschule, Helene Bieler für die Chöre, Alfred Wüger für die Literaten, Roland E. Hofer für die kantonale und Jens Lampater für die städtische Kulturförderung sowie der städtische Kulturreferent.

Ich bin ebenfalls Kulturrat, obwohl ich nie gewählt wurde. Kurt Gallmann hat mich vor zwei Jahren und mit der Drohung, er werde aus dem Kulturrat austreten, wenn keine Jungen reingeholt würden, quasi hineingeputscht. Seither nehme ich als Vertreter der sogenannten «Freien Szene» an Sitzungen teil und versuche dort, den Stapi darauf aufmerksam zu machen, dass es in dieser Stadt zu wenig Proberäume für Bands und Atelierräume für Künstlerinnen gibt.

1996 wurde Thomas Feurer für die ÖBS (Ökologische Bewegung) in den Stadtrat gewählt. Und was wir heute haben: den Kulturrat, den Kulturtreff, eine professionelle Kulturförderung wie ennet dem Rhein auch, mit sogenannten Leistungsvereinbarungen für grosse Institutionen, mit Förderpreisen, Atelierstipendien und Kleinbeträgen für Leute, die Musik, Theater, Filme oder Kunst produzieren, und dass im Detail darüber berichtet wird, wer genau was bekommt – das alles entstand während der Ära Feurer.

Wie Schaffhauser Kultur in den finsternen Jahren zuvor gefördert worden sein muss, wissen wir durch mündliche Überlieferung. Es sind Storys, die an den Dorfkönig mit Geldbündel im Sakko erinnern. Zwischen Tür und Angel habe man den Stadtschreiber um ein paar hundert Franken angebettelt oder dem Stapi einen Brief geschrieben, worauf jener sein Kässeli geöffnet habe. Oder auch nicht. Wie viel Geld im Spiel war und wohin es floss, wusste niemand so genau.

«Provinzielle Mauschelestrukturen», nannte dies eine Gruppe Kulturschaffender anno 1998



Fördern statt mauscheln: Kulturtreff im Vebikus
Bild: Christian Erne

– die Kult-Gruppe. Unter der Federführung des Künstlers Lukas Baumann informierte sie sich über Kulturfördermodelle aus anderen Kantonen und setzte die Regierungen von Stadt und Kanton über Jahre unter Druck. Dass die Mauscheleien in der Kulturförderung ein Ende hatten, ist ihr zu verdanken. Die zentralen Forderungen der Kult-Gruppe sind heute umgesetzt. Nur in einem Punkt scheiterte sie: Es gab nie eine gewählte Kulturkommission mit unabhängigen Fachleuten. Stattdessen entstand der besagte Kulturrat. Er hat keine Entscheidungskompetenz, dient dem Stadtrat lediglich als Berater. Unter dem neuen Kulturreferenten, Urs Hunziker, soll die Diskussion geführt werden, ob es den Kulturrat überhaupt noch braucht.

Bevor Thomas Feurer röhrend verabschiedet wurde, berichteten alle Kulturräte, was in ihren Bereichen passiert war. Ich bat Philipp Lippuner nach vorne. Der erzählte, dass im Januar eine Band-Gewerkschaft gegründet werde. Ein Brainstorming habe allein achtzig Bands aus der Region aufs Papier gebracht und falls sich nur fünfzig von ihnen organisieren liessen, seien das gegen 200 Leute, die zusammen für Proberäume kämpfen könnten.

Kulturrat hin, Kulturrat her. Damit sich etwas ändert, dafür braucht es Druck. Und dafür muss man sich zuerst verbünden. Das hat nicht erst die Kult-Gruppe bewiesen.

Christian Erne, 1980, ist Lehrer, Kulturschaffender und Blogger.

WINTERTHUR

Neues Heft, neues Glück?

Vielleicht erkennen Menschen erst mit dem Glück, dass sie vorher unglücklich waren. Vielleicht aber auch nicht. Interessanter ist ohnehin, was zwischen Glück und Unglück liegt und was dagegen getan wird. Auch in einer kleinen Stadt wie Winterthur. Manche beklagen sich, während andere ganz zufrieden sind und wieder andere etwas Neues ausprobieren. Und so ist es gekommen – die Stadt hat ein neues Kulturmagazin. Nach der Einstellung der «Landbote»-Beilage «Spots» im Jahr 2005 gab es in Winterthur kein regelmässig erscheinendes Kulturheft und keinen gedruckten Veranstaltungskalender mehr. Zwar hat der «Landbote» Teile des «Spots» in den eigenen Kulturteil integriert, doch gut versteckt auf den hinteren Seiten gingen die Veranstaltungshinweise unter und landeten oft unbeachtet im Altpapier. Die eigenständige Strahlkraft des «Spots» liess sich auch inhaltlich nicht kompensieren. Bei den Veranstaltungshinweisen sprang bald das Internet ein.

Jetzt kommt also ein neuer Anlauf. Das Heft heisst «Coucou» und soll zehnmal im Jahr erscheinen; die erste Nummer umfasst dreissig Seiten in Farbe, samt Veranstaltungskalender im



Ambitioniert: Die erste Nummer des Kulturmagazins «Coucou».

A2-Format. Optisch fällt die grosszügige Gestaltung auf: lockere Komposition, zwei Spalten im Flattersatz, ambitioniertes Bildkonzept. Der neue Titel hat etwas von einem Ausstellungskatalog und auch von einer Lifestyle-Beilage, bleibt aber originell im Detail. Inhaltlich füllt die Ausgabe etwas brav aus. Sie ist nicht auf Überraschung getrimmt, vielmehr halten sich die Macher daran, abzubilden: den Stabwechsel bei den Kurzfilmtagen, eine Ausstellung von Radio Stadtfilter oder den langjährigen Leiter des Sommertheaters (in einem doppelseitigen Porträt).

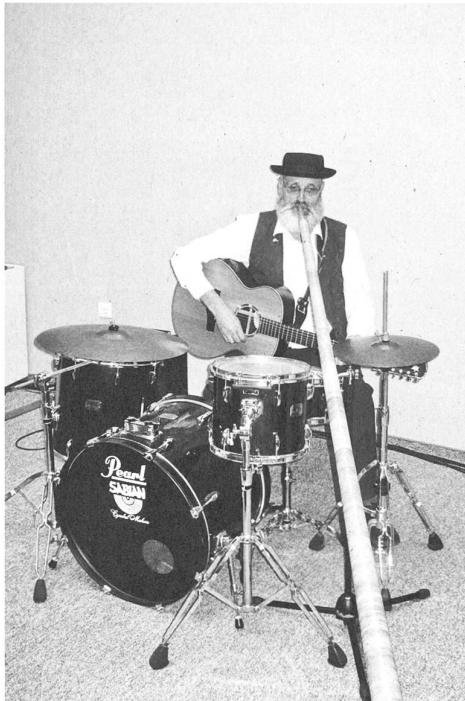
Ein wenig Eigensinn und Unmut ist dann aber doch dabei, was sich in einer klaren Ansage niedergeschlagen hat: Diese Stadt ist tot. Nachzulesen ist dies im sechsseitigen Hauptbeitrag. Darin fühlt Sandra Bieberstein, Redaktorin der neuen Zeitschrift und Präsidentin des Trägervereins, der Kulturszene auf den Zahn. Unter dem Titel «Engagement bleibt Randnotiz» montiert sie Zitate des Standortmarketings und Bekenntnisprosa der Politiker («Weniger kann auch eine Chance sein») mit den Ansprüchen der Veranstalter («Moderne, experimentelle Theaterprojekte will das Publikum nicht bei uns sehen» oder «Für Konzerte arbeiten viele Menschen, deshalb kostet es etwas»). Das Resultat ist aufschlussreich. Und der Grundton klar: Kultur bedeutet Arbeit. Der Vorschlag, wie es besser werden könnte: Es braucht Innovation, aber auch Subvention. Man könnte auch sagen: Geld und Ideen. Den Initianten des Magazins wird hoffentlich beides so rasch nicht ausgehen. Und vielleicht kommt mit dem Unmut auch noch etwas mehr Mut dazu.

Wendelin Brühwiler, 1982, arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

TOGGENBURG

In anderen Sphären

In der Hofstattstrasse in Wattwil ertönen nachts oft sphärische Klänge. Wenn ich ganz oben unter dem Dach arbeite bis nachts um drei, dann



Lorenz Schwarz jodelt, spielt Alphorn und Gitarre, meist gleichzeitig, zu Gottes Ehren. Bild: pd

höre ich ganz leise, wie unten noch Partituren geübt werden, es wird wiederholt, verbessert und irgendwann denk ich mir: Ja, es ist perfekt (soweit ich das beurteilen kann). Ich habe von ihr schon viele Einladungen erhalten, aber es hat bisher zeitlich nie gereicht. Am 3. Dezember, an einem wundervoll verschneiten Abend, hat es schliesslich gepasst und ich konnte an ein Konzert von Erika Schmied. Erika kommt aus Wattwil und studiert Jazz in Zürich. Bereits 2008 wurde der damaligen Maturandin der Anerkennungspreis für das beste Diplom mit Schwerpunkt Musik von der Eppenberger Stiftung für das Toggenburg verliehen.

Unter der Leitung von Marianne Racine Granvik haben sich zwölf Studierende in einem Workshop mit dem Thema «begleiten und begleitet werden» befasst und das Ergebnis im «Sphères» in Zürich präsentiert. Wunderklangvoll und fetzig-frech. Die Soirée «Chansonnierie» war ein Genuss. Wunderbare Songs von schwerstem Schmalz bis groovigstem Jazz, Duelle, multilingual, kammermusikalisch, pathetisch, sensibel, ironisch. Ja, so ist es perfekt und ich freue mich über alle Klänge, auch nachts, wenn sie sphärisch durch das Haus klingen.

Anders klingend sind auch die Töne eines ganz speziellen Musikers, Lorenz Schwarz aus Wattwil. Er singt und jodelt, spielt Alphorn und Gitarre, meist gleichzeitig, und immer zu Gottes Ehren. Es ist einzigartig, denn Lorenz ist nicht ausgebildeter Musiker. Er hat, wie er selber sagt, diesen Weg durch eine Fügung eingeschlagen. Er war viele Jahre lang Alkoholiker und jähzornig und niemand konnte mit ihm umgehen. Durch seinen Glauben an Gott aber wurde er gerettet, davon ist er überzeugt. Seinen Berich-

ten zufolge hat der Glaube sein Leben verändert und erneuert. Lorenz Schwarz reist viel und bringt seine Botschaft von der Rettung durch Jesus Christus zu «verlorenen Menschen». Auch das gehört zu «begleitet und begleitet werden».

Themenwechsel. Der Aufforderung «Chönd is Toggeburg» kann man nicht so einfach nachkommen, wenn eines der wenigen Business- und Seminarhotels die Tore schliessen muss. Der Verwaltungsrat der IGT Management AG hat am 3. Dezember Konkurs und die sofortige Schliessung des Hotels Kapplerhof im Ebnat Kappel bekannt gegeben. Vor sieben Jahren wurde die IGT Management AG durch regionale Industrie- und Gewerbebetriebe gegründet, um das Seminarhotel mit Hallenbad und Wellnessbereich in der Region erhalten zu können. 22 Angestellte, darunter sechs Lehrlinge, verlieren nun ihren Job und die Region verliert ein einigermassen zeitgenässes Hotel im mittleren Toggenburg. Die Hoffnung ist gering, dass der Betrieb wieder aufgenommen werden kann. Die Gallo Gruppe, Besitzerin des Hotels Kapplerhof, hat es versäumt (mit oder ohne Absicht) die dringend notwendigen Sanierungsarbeiten vorzunehmen. Einmal mehr sind die Pächter durch eine Besitzergesellschaft in einer anderen Sphäre stehen gelassen worden. Klingt nicht gut.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

APPENZELL

Reisen mit altem Glas

Vor Jahren, ich war noch keine zehn Jahre alt, bekam meine Wohngemeinde Wald in Ausserrhoden eine Wappenscheibe geschenkt; eine teure Neuanfertigung, die mit Getöse eingeweiht und im Sitzungszimmer des Gemeinderats in der damals ganz neuen Mehrzweckanlage platziert wurde. Ich fand das Ding schrecklich, es passte nicht zum Neubau. Überhaupt fand ich Wappen von vorgestern. Die Zeiten ändern sich und die Menschen offensichtlich auch. Wer hätte gedacht, dass ich 2012 für eine Wappenscheibe 1200 Kilometer weit nicht nur fahren, sondern auch fliegen würde?

Und das kam so: Dank Google war eine Familie aus Krefeld im Ruhrpott auf die Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden als Verwalterin kulturellen Erbes aufmerksam geworden. Die Familie sei, weshalb auch immer und ohne dass je darüber gesprochen worden wäre, im Besitz einer Wappenscheibe, die auf einem Schriftband die Inschrift «Lann Appenzell. 1526» trage. Das mitgeschickte Foto weckte mein Interesse: Anstelle der häufig abgeschilderten Landsknechte flankieren zwei bärige Wildleute mit Keulen und so bekränzt wie spärlich mit Eichenlaub bekleidet, das gedoppelte Standeswappen von Appenzell mit zur Wappenpyramide ergänztem bekröntem Reichswappen. Zwei Renaissanceäulen rahmen die Szenerie

ein, und in den Zwickeln der oberen rechten und linken Ecke sitzen je ein Querpfeifer und ein Trommler. Ein Kenner der Materie wies mich darauf hin, dass diese Scheibe bekannt sei, aber als verschollen gelte, als zerstört: abhanden gekommen nach 1913, nachdem sie oder mindestens eine identische Version im ehemals königlichen Kunstgewerbemuseum Berlin zum letzten Mal inventarisiert worden sei.

Der Handel war schnell besiegt: Wir mussten die Scheibe haben, alleine der bärigen Wilden wegen. Und so kam es, dass ich Anfang Dezember bei Schneetreiben und rauer Kälte in Krefeld in Nordrhein-Westfalen ein freundliches betagtes Ehepaar traf, das mir das wertvolle Paket auf dem Bahnhof überreichte. Wir tranken Kaffee am Buffet, plauderten über Zufälle und seltsame Begebenheiten, waren uns sympathisch und verabschiedeten uns mit einer schnellen Umarmung. Ich fuhr nach Düsseldorf zum Zollamt Nord, liess mir eine Ausfuhrmeldung ausstellen, verwickelte die Sachbearbeiterinnen in ein Gespräch über bärige Wildleute in fernen Landen, bestellte ein Taxi zum Flughafen, liess mir am Flughafenzollamt die Papiere abstempeln, flog zurück und verweilte zu guter Letzt eine Dreiviertelstunde am Schweizer Zoll, wo es darum ging, abzuklären, ob altes Glas auf der Liste der Kulturgüter stehe oder nicht. Nachdenklich und müde kam ich in Trogen an. Der seltsame Gegenstand – das Stück Kulturerbe aus der Zeit, in der die beiden Appenzell noch eins waren – hatte mich an nur einem Tag mit unterschiedlichen interessanten Menschen ins Gespräch gebracht. Eigentlich sollte man mehr mit wundersamen Gegenständen durch die Welt ziehen.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.



Zurück im Land: die Standesscheibe von 1526 mit bärigen Wildleuten als Schildhaltern. Bild: pd

Ballastbeseitigung

Kantone sammeln Kunst und stellen sie der Öffentlichkeit oder ihren Angestellten zur Verfügung. Doch was tun, wenn die Keller voll von Werken sind, die niemand sehen will?

von GABRIELA FALKNER

Auch der Kanton St.Gallen hat eine Kunstsammlung – zugänglich und sichtbar gemacht werden zurzeit ausgewählte Einzelstücke im Kulturraum am Klosterplatz in der Ausstellung «Amtskarussell». Überraschend und irritierend zugleich sind die Auswahlkriterien, welche für die Werke in dieser Ausstellung gelten: Es sind nicht die Neuankäufe der letzten Jahre, nicht die begehrtesten und auch nicht die wertvollsten Werke, sondern es sind die «ungeliebten» und «ausgedienten». Wie kommt es zu dieser wenig charmanten Bezeichnung für Bilder der Kantonalen Kunstsammlung – und welche Werke sammelt ein Kanton überhaupt?

Setzen Sie sich ins Wartezimmer

Der Hauptzweck der Kantonalen Kunstsammlung St.Gallen wie auch der Appenzell Ausserrhodischen und der Mehrzahl der öffentlichen Sammlungen ist, in der kantonalen Verwaltung der Bevölkerung die Begegnung mit bildender Kunst zu ermöglichen. Wer jetzt neugierig wird, was überhaupt alles mit den öffentlichen Geldern in den letzten Jahren angekauft wurde, setzt sich an den Computer und klickt sich durch die digitalisierten Kunstsammlungen, sofern sie öffentlich zugänglich sind. In Appenzell Ausserrhoden ist dies der Fall (www.ar.ch), im Kanton St.Gallen bleibt Ihnen der Gang in die öffentlichen Gebäude nicht erspart. Besuchen Sie Amtsstellen, setzen Sie sich in Empfangshallen und Wartezimmer, lassen Sie sich von der Polizei verhören, erkundigen Sie sich im Regierungsgebäude nach einem freien Sitzungsraum, lassen Sie sich einen neuen Pass ausspielen oder fragen Sie das Amt für Kultur, ob Sie eine Archivbesichtigung machen können.

Neben der Ausleihe gibt es ein weiteres Ziel, das mit den Kantonalen Sammlungen verfolgt wird: die Förderung von Kunstschauffenden. In Leitfäden werden Kriterien aufgeführt, nach welchen ein Ankauf getätigkt werden kann. Sind die formalen Kriterien wie Alter, Region- und Sparten-Zugehörigkeit erfüllt, gilt es auch, die inhaltlichen Kriterien zu erfüllen. Nicht überraschend wird der Qualitätsbegriff genannt, ergänzt durch Begabung, Experimentierfähigkeit, künstlerischen Gehalt, Innovation, Niveau, Originalität, Professionalität, Relevanz, Risikofreudigkeit. Die Umsetzung dieser Ansprüche in der konkreten Entscheidung für ein bestimmtes Werk dürfte sich oft als schwierig erweisen – vor allem dann, wenn sie sich nicht mit dem künstlerischen Geschmack der Kantonsangestellten vereinbaren lassen.



*Für den Moment sind sie ans Licht geholt, die Archivhüter, die niemand haben will.
Blick in die Ausstellung «Amtskarussell» im Kulturraum am Klosterplatz in St.Gallen.* Bild: Katalin Deér

Nicht alle Bilder und Objekte, die im Laufe der Jahre gekauft wurden, können in den Amtsräumen platziert werden. Für sie besteht kein Interesse, und somit stellt sich die Frage, was mit ihnen geschehen soll, da sie offenbar dem Zweck, um dessentwillen sie angekauft wurden, nicht (oder nicht mehr) entsprechen. In Gesetzen und Verordnungen wird dieser Aspekt nicht erwähnt. Die überbordende Sammlungstätigkeit bezeichnet der Historiker Philipp Blom als ein typisches Phänomen unserer Zeit: «Wir sammeln und archivieren, wir konservieren, eddieren und klassifizieren eine unabsehbare Flut von Dokumenten aller Art, von Akten bis Zugwaggons. Keine Fassade darf angetastet werden, jedem noch so trivialen Gegenstand wird historische Bedeutung zugesprochen. Unsere Hochkultur ist ein Repertorium ihrer eigenen Vergangenheit; der Sammelimpuls, der einmal subversiv und künstlerisch gewesen ist, ist ins Kuratorische, im Wortsinn Konservative umgeschlagen.»

Wohin mit den Archivhütern?

Die Folge: Kunstmagazine platzten aus den Nähten, die Restaurationskosten steigen. Damit müssen sich alle Museen und Sammlungen auseinandersetzen. Aber eine Sammlung wie die Kantonale Kunstsammlung, deren Verwendungszweck primär die Ausleihe ist, kann dem Problem der Ballastbeseitigung nicht aus-

weichen. Was soll mit den «Ungeliebten» und «Ausgedienten» geschehen?

Die Ausstellung im Kulturraum am Klosterplatz konfrontiert uns mit diesen «Ausschuss-Werken». Natürlich beschäftigt in diesem Zusammenhang die Frage, warum gerade diese Werke zu den ungeliebten gehören und ob sie jetzt – befreit vom negativen Kontext – neu gesehen und gewertet werden können. Allerdings wäre es naiv zu glauben, dass die Werke eine Wiederbelebung erfahren. Und somit ist auch die Frage nicht aus der Welt geschafft, was mit diesen Werken geschehen soll. Als Möglichkeiten bieten sich an: Die Werke werden verkauft oder versteigert; die Werke werden an Sammlungen oder Stiftungen verschenkt, um deren Bestand zu vervollständigen; die Werke werden einem Pool übergeben, der über den künftigen Verwendungszweck befindet; unbrauchbare und stark beschädigte Werke werden entsorgt. Die Frage wird die Kunstsammlungen in Zukunft beschäftigen müssen.

**«Amtskarussell»
Kulturraum am Klosterplatz St.Gallen.**
Bis 3. Februar.
Mehr Infos: www.sg.ch
Veranstaltungen siehe Kalender

Gabriela Falkner, 1967, hat ihre Masterarbeit über die Kunstsammlung des Kantons St.Gallen geschrieben und arbeitet im Kulturbüro St.Gallen.

Augen auf und durch

*Gezielte Personalpolitik, mehr Fantasie, Augenmass im Gebrauch der Volksrechte, harte Arbeit an der Basis:
So kommt die SP (vielleicht auch die SVP) am besten über ihre Niederlage bei den St. Galler Stadtratswahlen hinweg.*

von PETER STAHLBERGER

Auch wenn es die Wahlverlierer des vergangenen Herbstes nicht gern hören, ja vielleicht als Hohn empfinden werden: 2013 kündigt sich in der Stadt St.Gallen als das politisch interessanteste Jahr seit langem an. Eine Regierung, in der die stärkste Partei (SP) keine Vertretung mehr hat. Ein Abstimmungsgeschäft, das die Gemüter schon jetzt im tiefsten Winter erhitzt (Bahnhofplatz). Und ein städtischer Finanzhaushalt, dessen Entlastung zum wichtigsten, jedenfalls aber zum konflikträchtigsten Thema der Legislaturperiode 2013–2016 werden dürfte (Leistungsabbau und/oder Steuerfusserhöhung). Da ist der Wunsch für einmal keine Floskel: E guets Neus.

Nirgendwo ungetrübte Freude

Doch blicken wir noch einmal auf das Jahr 2012 zurück. Wer war denn wirklich Wahlverlierer, wer Sieger? So eindeutig ist das gar nicht auszumachen – und genau daher röhrt die Spannung, die das politische Leben St.Gallens nun wohl während einiger Zeit prägen wird.

Im fünfköpfigen Stadtrat zwar haben die bürgerlichen Traditionsparteien CVP und FDP ihre jeweils zwei Sitze recht problemlos verteilt; im 63 Mitglieder zählenden Stadtparlament dagegen sind ihre Fraktionen auf bestens noch die Hälfte der Grössen geschrumpft, wie sie vor dem Einfahren der Autopartei, dem Aufstieg der SVP und der parteipolitischen Zersplitterung der Mitte üblich waren (CVP in der Amtsperiode 1977/80: 24 Sitze, 2013/16: 12; FDP 1981/84: 22 Mandate, 2013/16: 10). Genau umgekehrt sieht es bei den Sozialdemokraten aus. Ihr Verschwinden aus dem Stadtrat, in dem sie vor 1965 und von 2000 bis 2004 sogar doppelt vertreten gewesen war, ist ein Novum in der mittlerweile fast hundertjährigen Geschichte St.Gallens in seinen heutigen Grenzen; anderseits erreichte sie mit total 18 Parlamentssitzen – die zwei der Juso eingeschlossen – das beste Ergebnis, seit die Ratsgrösse vor rund einem halben Jahrhundert auf 63 festgelegt wurde.

Weiterhin ohne Regierungsvertretung und blass viertstärkste, auf neun Abgeordnete reduzierte Parlamentskraft bleibt die SVP; doch selbst sie kann einen kleinen Erfolg insofern verbuchen, als die von ihr leidenschaftlich kritisierte, bis 2000 von einem Christlichsozialen und danach von einer Sozialdemokratin geführte Bauverwaltung wieder fest in bürgerlicher Hand ist. Und in dem Zusammenhang: Sogar

der parteilose neue Stadtrat Markus Buschor stand am Ende nicht einfach nur als strahlender Sieger da. Sein Wahlkampf, ein Appell an Unzufriedene und «Idealisten» zugleich, bescherzte dem engagierten Architekten zwar einen überraschenden Erfolg; doch bereits bei der Ressortverteilung (er musste mit dem Bereich Schule und Sport vorliebnehmen) fand er sich auf dem Boden der typisch schweizerischen Realität

nämlich schon deshalb nicht verwirklichen, weil die Mitte-Rechts-Entente mehrfach in Volksabstimmungen scheiterte. Hinzu kam, dass sich die beiden Lager in den jeweils neuen Rollen ungleich gut zurechtfanden. Die Bürgerlichen, zerstritten vorab in der Finanzpolitik und geschrüttet teilweise noch durch parteiinterne Querelen, gaben bei den Wahlen 1997 kampflos zwei der sieben Regierungssitze preis. Auf der

Die erste und wichtigste Folgerung aus Debakeln bei Regierungswahlen besteht darin, aussichtsreichere Kandidatinnen und Kandidaten für das nächste Mal aufzubauen.

wieder: Für Regierungen hierzulande gilt das Kollegial-, aber eben nicht zwingend auch das Einstimmigkeitsprinzip.

Das Genfer Experiment 1994–1997 ...

Schaut man nicht bloss zurück, sondern auch ein bisschen in die Weite, so lassen sich zumindest Ähnlichkeiten zwischen der neuen St.Galler Stadtrats-Konstellation und der Zusammensetzung des Genfer Staatsrates während der Amtszeit 1994–1997 ausmachen. Zum ersten Mal in der Genfer Nachkriegsgeschichte setzte sich die siebenköpfige Kantonsregierung nach den Wahlen von 1993 ausschliesslich aus Bürgerlichen zusammen (drei Liberale, je zwei FDP- und CVP-Mitglieder). Im hundert Sitze umfassenden Genfer Parlament dagegen waren die Verhältnisse weit weniger eindeutig: Insgesamt 56 Mandate hielten Vertreterinnen und Vertreter der Regierungsparteien, total 44 entfielen auf die SP, die Grünen und eine vom dissidenten Sozialdemokraten Christian Grobet angeführte «Alliance de gauche».

Vier Jahre später war das Experiment bereits wieder zu Ende. So etwas wie ein schlüssiges bürgerliches Regierungsprogramm liess sich

links-grünen Seite hingegen führen sowohl die Tatsache als auch die Umstände des «Totalschadens» von 1993 zu einem Schulterschluss. Außerdem nutzte sie die Jahre in der Opposition geschickt dazu, die Zukunft auch personell vorzubereiten. Davon profitierten namentlich etwa die Sozialdemokratin Micheline Calmy-Rey und der Grüne Robert Cramer: Beide wurden 1997 erstmals in die Kantonsregierung gewählt (neue Zusammensetzung: zwei FDP, zwei SP, je ein LP, CVP, GP). Und beide führte der Weg schliesslich nach Bern: Calmy-Rey wurde 2002 Bundesrätin (im Amt 2003–2011), Cramer vertritt den Kanton Genf seit 2007 im Ständerat.

... und mögliche Lehren für St.Gallen

Selbstverständlich lassen sich die damaligen Genfer Erfahrungen nicht im Massstab eins zu eins auf die Stadt St.Gallen übertragen. Insbesondere sind hier das politische Klima bei weitem nicht so rau und die inner- wie interparteilichen Gräben viel weniger tief wie dort. Gleichwohl liefert das Genfer Beispiel ein paar Hinweise. Grund, sie ernst zu nehmen, haben in St.Gallen insbesondere – aber keineswegs nur – die Pol-Parteien SP und SVP.

Die erste und wichtigste Folgerung aus Debakeln bei Regierungswahlen besteht darin, aussichtsreichere Kandidatinnen und Kandidaten für das nächste Mal aufzubauen. Aufbauen wiederum heisst, sie sowohl als Stimmen ihrer Partei wie auch als unverwechselbare Persönlichkeiten einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen. Plattformen dafür bieten die herkömmlichen Medien (vom Auftritt in Radio- und Fernsehsendungen bis zur Wortmeldung im Leserbriefteil), die Veranstaltungen der jeweiligen Partei (am besten nicht irgendwo hinten im «Stübl», sondern mit attraktivem Programm auch für interessierte Dritte), die von verschiedenen Organisatoren gebotenen Auftrittsmöglichkeiten (Podiumsgespräche, Referate), vor allem aber die Parlamente der Stadt und des Kantons mit ihren vielfältigen Profilierungsglegenheiten (Kommissions-, Fraktions-, Ratspräsidien, Vorstösse). Dabei sollte parteiintern selbstverständlich Einigkeit über die förderungswürdigen Exponenten herrschen. Die SP der Stadt St.Gallen vermittelte zuletzt nicht gerade den Eindruck solcher Einigkeit, und bei der SVP scheint sich die mutmasslich chancenreiche Kandidatin gleich selber aus dem Rennen genommen zu haben.

Das sind, wie zuzugeben ist, nicht besonders originelle Ratschläge. Ein Zweites muss deshalb hinzukommen: Fantasie. Für Parteien ohne eigene Vertretung im Stadtrat könnte das etwa heissen, dass sie sich um regelmässige öffentliche Diskussionsrunden mit Stadtratsmitgliedern bemühen. Oder es könnte – nein, müsste – bedeuten, dass die Selbstdarstellung und die Kommunikation via neue Medien deutlich verbessert würden. Erkundige ich mich heute, am 11. Dezember 2012, auf der Homepage der städtischen SP zum Beispiel nach Terminen, so werde ich unter dem Stichwort «aktuelle Veranstaltungen» zum «Jassen mit Huber & Blumer» am 12. September eingeladen. Und bei der SVP kann ich nachlesen, welche Voten ihre Fraktionssprecher 2011 und 2012 im Stadtparlament abgegeben haben; allerdings endet das Jahr 2012 am 6. November.

Opposition mit Augenmass

Der dritte Punkt betrifft das, was man landläufig Oppositionspolitik nennt. Ihre Wirkung ist unter den Bedingungen der halbdirekten Demokratie schweizerischen Zuschnitts allerdings

eine etwas andere als in parlamentarischen Systemen wie beispielsweise dem deutschen. In der Schweiz kann fallweise jede Gruppierung – ob Partei mit oder ohne Regierungsverantwortung, ob Wirtschaftsverband oder Quartierverein – gegen den Mehrheitsbeschluss eines Parlaments opponieren. Sie kann einen derartigen Beschluss auch per Volksinitiative erzwingen. Die beliebteste Variante schliesslich besteht da-

vationsspritze taugen; dauerhaft wirksam indes ist nur harte, meist unspektakuläre Basisarbeit.

Jüngeren SP-Mitgliedern sei als Beispiel die leidenschaftliche parteiinterne Auseinandersetzung in Erinnerung gerufen, die nach dem Scheitern der SP-Kandidatin Lilian Uchtenhagen bei der Bundesratswahl 1983 losbrach und die schliesslich – entgegen dem Antrag der Parteispitze – zur Bekräftigung der sozialdemokra-

Empörung über tatsächliche oder vermeintliche Machtdemonstrationen des politischen Gegners mag als kurzfristige Motivationsspritze taugen; dauerhaft wirksam indes ist nur harte, meist unspektakuläre Basisarbeit.

rin, den Verweis auf das allfällige Beschreiten des Referendumswegs als Trumpf im parlamentarischen Entscheidungsverfahren einzusetzen. So oder so verlangt der Umgang mit diesen Instrumenten vor allem eines: Augenmass. Wenn also die links-grüne Seite im St.Galler Stadtparlament bei wirklich wichtigen Geschäften künftig mehr vom Mittel des Ratsreferendums Gebrauch machen würde – es sind dafür ja lediglich 21 Stimmen nötig –, so läge das in der Logik des Systems. Wenn sie dagegen mit dem Referendum allzu oft bloss taktisch zu spielen oder via erzwungene Sachabstimmungen einen Dauерwahlkampf zu führen versuchte, dann würde sie dem Instrument seine Schärfe nehmen.

Für so etwas wie Selbstregulierung sorgt aber wohl ein Viertes: Aussichtsreiche Kandidaten aufzubauen, vernünftige Oppositionspolitik zu betreiben und gute Ideen nicht nur zu haben, sondern sie auch konkret umzusetzen – das verlangt einer Partei in personeller wie finanzieller Hinsicht sehr viel ab. Schweizerische Parteien, die ja eigentlich Vereine sind, stossen da rasch an ihre Grenzen. Und Empörung über tatsächliche oder vermeintliche Machtdemonstrationen des politischen Gegners mag als kurzfristige Moti-

tischen Regierungsbeziehungsführer. Losgelöst von den Zwängen des Konkordanz- und des Kollegialsystems könnte man freier, glaubwürdiger, letztlich erfolgreicher politisieren, betonten damals die Befürworter eines freiwilligen Gangs in die Opposition. Jetzt, wenn auch nicht ganz freiwillig, sind in St.Gallen vereinzelt ähnliche Töne zu vernehmen. «SP draussen – gut so!», freute sich im «Saiten»-Politblog unlängst mit Harry Rosenbaum ein engagierter Linker. Konsequente Oppositionspolitik nämlich, fuhr er fort, eröffne der Stadtpartei die Chance zur Neuprofilierung in «Richtung Sozialismus».

Da passt die Abwandlung eines berühmten Wortes des Vorsitzenden Mao trefflich dazu. «Die Revolution», heisst es in seinem Roten Büchlein, «ist kein Deckchensticken». Für die Opposition, auch die fallweise, gilt das genauso.

Peter Stahlberger, 1945, ist Historiker. Von 1987 bis zur Pensionierung 2004 war er Ostschweizer Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung».



Das Wohnhaus von Elisabeth von Ardenne am Hochbucher Weg in Lindau. Bild: Heiko Strech

Effi Briest lebte am Bodensee

Vor fünfzig Jahren starb in Lindau Elisabeth von Ardenne. Ihr Schicksal war das reale Vorbild für den berühmten Roman von Theodor Fontane. Eine Spurensuche zwischen Leben und Literatur.

von HEIKO STRECH

27. November 1886. Morgengrauen auf Berlins Hasenheide. Rittmeister Armand Léon von Ardenne und Amtsrichter Emil Hartwich sind zum Duell angetreten, beide hervorragende Pistolenschützen. Hartwich feuert bewusst in die Luft. Ardenne trifft Hartwich tödlich. Des Offiziers «Ehre» ist wiederhergestellt. Ardennes Frau Elisabeth (Else) und Hartwich hatten geplant, sich von ihren Ehepartnern zu trennen. Ardenne wusste davon, nachdem er mit einem Nachschlüssel Briefe Hartwicks an Else aus einer Kassette entwendet hatte.

Ende des 19. Jahrhunderts, in den Ostseedünen bei Kessin. Landrat von Innstetten und Major von Crampas treffen einander zum Duell. Crampas fällt. «Ehrenpunkt»: Das Verhältnis von Innstettens Frau Effi mit dem Major. Innstetten hat durch Zufall Liebesbriefe entdeckt.

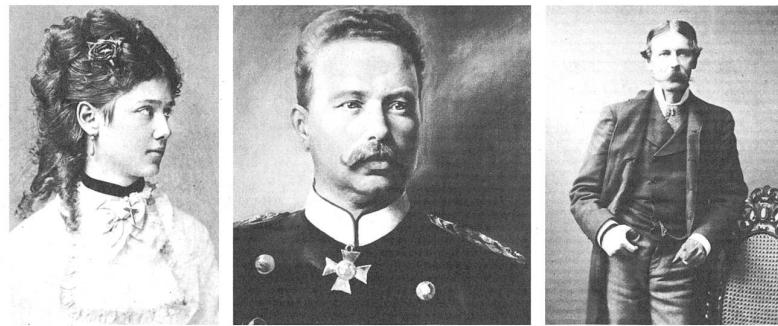
Die Übereinstimmung ist nicht zufällig: Theodor Fontane (1819–1898) kannte die Ardenne-Affäre und brachte 1895 den Roman «Effi Briest» heraus, mit Gustave Flauberts «Madame Bovary» und Leo Tolstois «Anna Karenina» der dritte herausragende Ehebruch-Roman des 19.

Jahrhunderts. Sie wurden häufig verfilmt, jüngst wieder «Anna Karenina».

Oktober 2012, Lindau am Bodensee. Strahlender Spätherbst. Einheimische und Touristen geniessen ihn mit Einkaufen und Einkehren. Auf einer Anhöhe am Strand Wiesen, Pferde, hübsche Häuser. Am Hochbucher Weg steht das Haus Nummer 45. Von der überwachsenen Gartenseite her sieht man See und Säntis. Hier lebte Effi Briest – pardon, Else von Ardenne, geboren 1853 als Edle und Freiin von Plotho, von 1918 bis 1952. Die gelernte Krankenschwester

Tödliches Ehren-Duell: Elisabeth von Ardenne, ihr Mann Armand und ihr im Duell getöteter Geliebter Emil Hartwich.

Bilder: pd



hatte nach verschiedenen Stationen – darunter Heiden – mit der psychisch labilen Margarethe Weyersberg das von deren Eltern gekaufte Haus bezogen. Das von starken Spannungen geprägte Miteinander von Pflegerin und Patientin ertrug Else mit christlicher Geduld und preussischer Disziplin. Und weil sie Geld brauchte.

Das Duell als «Götzendienst»

Von einer neuen Liebe Elses ist nichts bekannt. Armand aber heiratete wieder. Für das Duell kassierte er pro forma zwei Jahre Festung. Nach achtzehn Tagen begnadigte ihn Kaiser Wilhelm I. und beförderte ihn zum Major. Armand brachte es bis zum Generalleutnant. Er starb 1919.

Else lebte zurückgezogen in Lindau. Klatsch drang offenbar nicht aus Berlin bis hierher. Eine kleine Strassenumfrage heute: Effi Briest weckt hier und da Assoziationen. Else von Ardenne kennt niemand.

Ein paar Worte zu Fontanes Umgang mit dem Stoff. Armand war fünf Jahre älter als Else. Fontane machte Innstetten eine Generation älter als Effi, verschärfe so die Distanz zwischen den Ehepartnern. Den Offizier Ardenne verwandelte der Autor ausserdem in den Beamten Innstetten. Das hat Folgen für die moralische Frage in Sachen Duell. Ardenne stand unter krassem Druck. Kaiser Wilhelm hielt auf die intakte Ehe – Mützen mal beiseite – seiner Offiziere. Und er duldet keinen Offizier, «welcher seine Ehre nicht zu wahren weiß». Das bedeutete praktisch: Duellzwang.

Zivilist Innstetten hatte mehr Spielraum. Im Gegensatz zum strammen Militär Ardenne quälen ihn im Roman schwere Skrupel. In einem aufwühlenden Dialog ringt er mit seinem Kollegen Wüllersdorf um den Sinn des von beiden als absurd erkannten Duells – und beugt sich schliesslich doch dem verinnerlichten «Gesellschafts-Etwas». Wüllersdorf: «Das mit dem «Göttesgericht» ist freilich ein Unsinn, umgekehrt, unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt.»

Der reale Ardenne und der fiktive Innstetten halten ihre Kinder Margot und Egmont beziehungsweise Annie nach der Scheidung lange grausam von den Müttern fern. Innstetten richtet Annie ab wie einen Papagei, dann darf sie zu

Effi. Auf alle Vorschläge, gemeinsam etwas zu unternehmen, antwortet Papagei Annie: «Oh gewiss, wenn ich darf.» Effi bricht zusammen, wünscht sich den Tod. Er ist nicht mehr fern.

Aber obwohl die Sympathien der Leserschaft seit je bei Effi liegen: Vorsicht! Würde der hohe Beamte Innstetten gegen die Gesellschaft angehen, griffe er sich damit selbst zuerst als einen ihrer vorzüglichsten Repräsentanten an. Gleichzeitig Karriere und Revolution – das geht nicht. Auch Innstetten ist ein Opfer der Gesellschaft. Wie Effi. Adelshochzeiten wurden arrangiert: im Grunde schnöde Kuppelei. Else und Effi gerieten als Teenager in die Heiratsfalle. Instinktiv lehnen beide zunächst ihre Bewerber ab. Die späteren Ehen scheitern. «Banale» Ursache: Die verkuppelten Frauen lieben ihre Ehemänner nicht.

Fontanes Kunst

«Effi Briest», diese Geschichte von Liebe und Tod, hat Fontanes Kunst unsterblich gemacht. Nur ein Beispiel: Auf der ersten Seite des Romans beschreibt Fontane den Herrensitz von Effis Eltern: «Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschliessendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angeketteltem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde – die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend. Zwischen Teich und Rondell aber und die Schaukel halb verdeckend standen ein paar mächtige alte Platanen.»

Zeichenhaft die schon etwas schiefe Schaukel Effis, das Wassermotiv, die Kirchhofsmauer, die Platanen, das Rondell – auf ihm liegt am Ende Effis Grabstein –: Sie alle haben Anteil an einer untergründigen Todesmelodie. Auf einer Schlittenfahrt an der Ostsee hört Effi einen feinen Ton. Und im Schlitten am Meeresstrand küsst Crampas Effi zum ersten Mal. Und später, in den Dünen am Meer, kommt es zu heimlichen Liebestreffen. Und zum Rendezvous mit dem Tod beim Duell.

Effi nimmt am Ende nicht Arsen wie Emma Bovary, wirft sich nicht vor den Zug wie Anna Karenina. Fontane gönnt ihr ein sanftes Verlöschchen: «Effi setzte sich ans offene Fenster, um noch einmal die kühle Nachtluft einzusaugen. Die Sterne flimmerten. Und im Parke regte sich

kein Blatt. Aber je länger sie hinaushorchte, je deutlicher hörte sie wieder, dass es wie feines Rieseln über die Platanen niederfiel. Ein Gefühl der Befreiung überkam sie. «Ruhe, Ruhe.»

Elses Tod

Else starb mit 29 in der Mark Brandenburg, Else mit 99 Jahren am Bodensee. Nach langen Jahren schwersten Leidens unter der Kinder-Quarantäne Armands gab es endlich beglückenden Kontakt mit Margot und Egmont. Über die Liebe ihres Lebens schwieg Else. Doch als ihr Enkel Manfred von Ardenne, später ein bekannter Physiker in der DDR, sich lobend über eine Vortrags-Sammlung Hartwicks äussert, bricht es aus der Neunzigjährigen heraus: «Dass dir die Freude wurde, durch einen Verwandten in ein gerechtes gutes Licht den Mann gerückt zu sehen, der unendliches Leid, aber auch unendliches Glück in mein Leben gebracht, war mir ein Geschenk.»

Am 5. Februar 1952 hörte Elses Pflegerin nachts Schritte: «Ich schlief mich in den Flur und machte Spannmännchen. Was höre ich? Im Wohnzimmer werden Schubladen aufgezogen. Im Büffet lag immer Schokolade, die war aus der Schweiz, und die Baronin hatte Naschereien doch so gern. Ich ging wieder auf mein Zimmer, und da hörte ich, wie die Baronin vom Flur zurückkommt – ins Schlafzimmer. Alles war plötzlich so still. Und am Morgen – na ja, da war sie eben nicht mehr.»

Heiko Strech, 1940, ist Literaturkritiker und Sprecherausbildner und hat seine Dissertation über Fontane geschrieben.

Ante Timmermans

Ante Post Ante

10.11.2012–17.3.2013

Heimspiel 2012

Kunstschaffen SG, AR, AI, TG, FL und
Vorarlberg

15.12.2012–24.2.2013

www.kunstmuseumsg.ch | Di–So 10–17 Uhr, Mi 10–20 Uhr

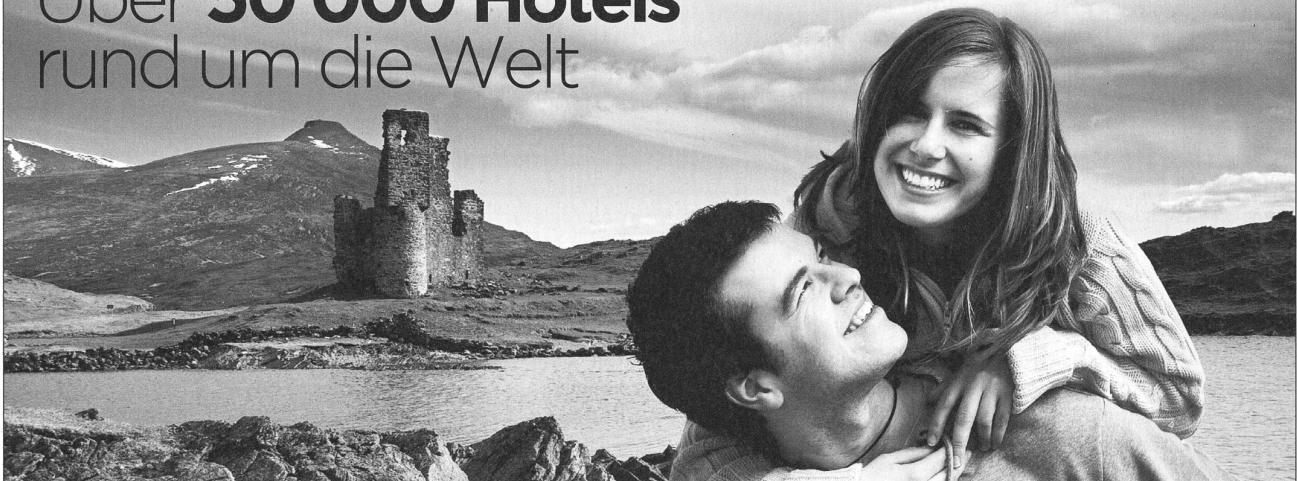
**KUNST
MUSEUM
ST.GALLEN**

**Kühle Orte?
Heisse Preise!**

Über **50'000 Hotels**
rund um die Welt

hotel.ch

schnell und zuverlässig buchen



«Die Seele gewöhnt sich nie daran»

Die Ausstellung «Verdingkinder reden» holt ein Stück dunkler Schweizer Geschichte ans Tageslicht. Dass deren Aufarbeitung erst noch aussteht, daran hat Ständerat PAUL RECHSTEINER an der Vernissage in St. Gallen erinnert. Hier seine Rede in Auszügen.

Das lange verdrängte, vergessene, unterdrückte Schicksal der Verdingkinder – es sind mehr als man annehmen würde – ragt mitten in unsere Zeit hinein. Viele Betroffene, ihre Angehörigen, ihre Nachkommen trauen sich bis heute nicht zu sprechen. Weil viele von ihnen das, was ihnen widerfahren ist, als persönliches Verhängnis erlebt haben, obschon es nackte gesellschaftliche Gewalt und grosses kollektives Unrecht war. Bleischwer lasten die Scham, die Schande und das Schweigen auf ihren Seelen.

Die Ausstellung über die Verdingkinder in der Schweiz schlägt hier eine Bresche und öffnet neue Horizonte. In jeder Gesellschaft ist es entscheidend, worüber gesprochen und worüber geschwiegen wird. Das Bewusstsein funktioniert zentral über die Sprache. Wenn man über etwas nicht spricht, kann man es auch nicht einordnen, begreifen. Auch Machtstrukturen, Machtverhältnisse funktionieren über die Sprache und über das Schweigen.

Die Ausstellung zeigt elementare Bilder und elementare Texte über die real existierende Schweiz der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Und sie sind nur die Spitze des Eisbergs. Es lässt einen frieren, wenn das ehemalige Verdingkind Max Schmid sagt: «Der Körper könnte sich vielleicht an die Schläge gewöhnen, aber die Seele gewöhnt sich nie daran»

Es braucht politische Antworten

Es gibt eine dunkle Geschichte der Schweiz. Die Verdingkinder gehören zu dieser dunklen Geschichte. Deshalb ist es entscheidend, dass die Tabus gebrochen werden, solange noch Menschen leben, die das selber erlebt haben. Die Wanderausstellung ist ein Anfang. Aber eigentlich gehört das Thema Verdingkinder ins Landesmuseum, als elementarer Teil der Sozialgeschichte unseres Landes. Weshalb das Landesmuseum sich bisher diesem Anliegen verschlossen hat, ist schwer zu verstehen. Wer einmal das Bild der eingespanssten Verdingkinder gesehen hat, die an Stelle von Arbeitstieren eine Walze über einen Acker ziehen, der wird es nicht wieder vergessen.

Und es braucht politische Antworten. In jüngster Zeit – erst in jüngster Zeit – ist einiges in Bewegung gekommen. Auch dank der Frauen und Männer, die hinter dieser Ausstellung stehen. Wenn nicht alles täuscht, dann wird es im neuen Jahr erstmals zu einem offiziellen Gedenkanlass für Heim- und Verdingkinder unter Beteiligung des Bundesrates kommen.

Eine interessante Entwicklung hat sich auch bei den (sogenannt) «Administrativ Versorgten» ergeben, Menschen, die ohne Delikt und ohne Gerichtsurteil in Gefängnissen und Anstalten eingesperrt wurden, ein skandalöser und menschenrechtswidriger Missstand, der erst mit der Ratifikation der Europäischen Menschenrechtskonvention abgestellt wurde. Bei jungen Frauen konnte beispielsweise eine uneheliche Geburt genügen, dass sie für ein Jahr oder länger nach Hindelbank kamen. Die Administrative Versorgung und das Verdingkindwesen überschneiden sich, wie das vor kurzem erschienene Buch über Anna Maria Boxler «Zwischen Sehnsucht und Schande» illustriert («Saiten» besprach das Werk in der Oktoberausgabe 2012. Anm. d. Red.).

Am Beginn des Kampfs für Gerechtigkeit für die Administrativ Versorgten stand eine Gruppe von betroffenen Frauen. Ein erstes Ergebnis war ein Gedenkanlass in Hindelbank. Inzwischen ist der Prozess ein grosses Stück weiter. Aufgrund einer parlamentarischen Initiative hat die zuständige Nationalratskommission ein Rehabilitierungsgesetz ausgearbeitet. Dieses ist vor wenigen Wochen, am 12. November 2012, in die Vernehmlassung geschickt worden. Sie dauert bis Ende Februar. Kommt das Gesetz zustande, würde zum ersten Mal das Unrecht der administrativen Versorgung formell anerkannt.

Wermutstropfen bleibt, dass auf Bundesebene keine Entschädigungen vorgesehen sind.

Wird der Entwurf zum Gesetz, so bringt er über die Anerkennung des Unrechts hinaus dennoch substantielle Fortschritte, etwa den unbedingten Anspruch der Betroffenen oder, wenn sie nicht mehr leben, ihrer Angehörigen, auf Zugang zu den Akten. Oder, fast noch wichtiger, die Verpflichtung des Staates, die Geschichte offiziell, aber unabhängig aufzuarbeiten.

Armut und Ausgrenzung sind vererblich

Wer die Augen vor diesem Unrecht nicht verschliesst, der wird auch sensibel für Entwicklungsprozesse in der Gegenwart. Es ist nichts Neues, dass Armut auch in unserem reichen Land, auf einem anderen Niveau, wieder enorm virulent geworden ist. Auch heute gilt die Feststellung, dass Armut und Ausgrenzung vererblich sind. Ohne die Unterschiede von damals und heute zu verwischen, gibt es auch heute wieder Benachteiligungen und Diskriminierungen von Kindern Unterprivilegierter, die man nur als soziale Gewalt bezeichnen kann. Auch unsere Generationen werden einst daran gemesen werden, welche Zukunftsperspektiven sie den Kindern jener ermöglicht haben, die in der sozialen Stufenleiter unten stehen.

«Verdingkinder reden»
Historisches und Völkerkundemuseum
St. Gallen. Bis 1. April 2013.
Mehr Infos: www.hvmsg.ch
Veranstaltungen siehe Kalender

Verdingbub während des Besuchs des Armeninspektors, Kanton Bern, 1940
Bild: Paul Senn, FFV, Kunstmuseum Bern, Dep. GKS. © GKS





Mountaineering in den Sheeffry Hills, County Mayo, im Hintergrund die Twelve Bens, wolkenverhangen wie meist. Bild: Noëmi Aepli

«Great craic» an Irlands Westküste

Man nehme eine von Flüssen und Steinmauern durchzogene sowie vom Atlantik umgebene, seenbespickte, grüne Fläche und füge einige weisse Schafe hinzu. So klischehaft diese Vorstellung auch sein mag, trifft sie doch nahezu ins Schwarze. Zu recht, würde man sagen, kommen einer Alpenbewohnerin, an Irland denkend, Berge nicht in den Sinn – und doch wimmelt es nur so von Mountaineering Clubs. Diese treffen sich für Klettereien an Klippen oder für Gipfelstürme bei Bergketten. Zugegeben, der Begriff «wandern» ist hier wohl etwas anders definiert, was jedoch auf das Erlebnis keinen Einfluss hat. Die Aussicht ist, wenn auch nur auf gerade mal 700 Metern über Meer, einzigartig, und mit den typischen «after-hike-pints» wird der Event jeweils stilvoll abgerundet. So entdeckt man an einem Tag die zwei gegensätzlichen Facetten der Kultur Irlands: die einsamen Hügel, wo einzig gelegentlich herumliegende Schafwollknäuelchen von weiteren Lebewesen zeugen einerseits, sowie die berühmte Pubstimmung andererseits.

Eine einzige grosse Familie

Galway, gemäss Einheimischen fraglos die beste Adresse Irlands, hat einen unglaublichen Charme. Die Stadt ist nicht bekannt für Standard-Touristenattraktionen, bietet jedoch mit der lebendigen Musikszene, der malerischen Altstadt sowie viel Süss- und Salzwasser in der Stadt und um sie herum viel Abwechslung. Des weiteren ist Galway mit der National University of Ireland eine renommierte Studentenstadt und

mit nur ungefähr 70'000 Einwohnern zugleich relativ klein. So verströmt sie das Flair einer grossen Familie, in welcher man sich nicht nur willkommen, sondern sofort als ein Mitglied fühlt. Wenn man beispielsweise mit dem Freundeskreis eines Arbeitskollegen der Mitbewohnerin in einem Pub eine Mitarbeiterin trifft, welche den Freund des Kollegen kennt, und im nächsten Pub ein bei der letzten wöchentlichen Wanderung getroffenes Mountaineering-Club-Mitglied, das sich als Ex-Mitbewohner eines Kollegen des Freundes der Mitbewohnerin herausstellt, läuft man zwar Gefahr, nicht nur den Leser, sondern auch den eigenen Überblick zu verlieren – gleichzeitig hat man jedoch ein entscheidendes Stück Galway kennengelernt. Man kennt sich hier, und wenn nicht, fühlt man sich so, in Anbetracht der Offenheit und Freundlichkeit, welche die Iren an den Tag legen.

Doch Galway ist nicht nur für Ausländer ein beliebtes Ziel, sondern zieht auch Iren aus allen Regionen der Insel an, wobei nicht selten halb Dublin für einen Abend «craic» an die Westküste reist. Die unzähligen Pubs bieten Raum für jegliche Arten von Live-Gigs, dominierend natürlich stimmungsboostende traditionelle irische Musik sowie Pub-Songs. Manchmal ist es nicht nur das Publikum, übrigens ein Mix aus allen Generationen, das sich zum Rhythmus der Musik bewegt; ab und zu werden die Bands zudem von traditionellen irischen Tänzen begleitet beziehungsweise umgekehrt. So gehört der, welcher mit dem Besen neben der Bühne steht, nicht etwa zum Putzkomitee, sondern ist



Galway-Spezialitäten: Live music im O'Connor's Famous Pub; Sweetie Pies. Bilder: Noëmi Aepli

vielmehr der Tänzer, welcher sich auf seinen «brush dance» zum nächsten Stück vorbereitet.

Das Nachtleben findet irischerweise nicht nur an den Wochenenden statt, auch unter der Woche kommt man kaum an Konzertchen und anderen Events vorbei. So erstaunt es nicht, dass Arbeitszeiten etwas nach hinten verschoben sind und in Irland zwischen sechs und zehn Uhr morgens nicht viel zu wollen ist. Pubs haben in Galway aber nicht nur einen zentralen Stellenwert in Sachen Ausgang, sondern eine weitere, so lebenswichtige wie unerwartete Aufgabe: Der Standort einer Wohnung wird nicht etwa anhand von Strassennamen erklärt, denn das würde ja sowieso niemand verstehen – nein, viel wahrscheinlicher ist, dass man eine Erklärung bekommt wie etwa «in der Nähe von Pub X» oder «gleich neben Pub Y».

Ach so, «craic», hmm – ich bin schon einige Male am Versuch gescheitert, ein deutsches Äquivalent für dieses Wort zu finden, es kann in so vielen verschiedenen Kontexten verwendet werden und wird von Iren auch in jedem zweiten Satz erwähnt. Vielleicht müsste man es am ehesten mit etwas wie «eine gute Zeit haben» übersetzen, in Übereinstimmung mit Wörterbuch-Erklärungen wie diesen: «Irish word for banter, having a good time» oder «Means partying, enjoying the company of others, having a good time and a fair amount more».

Seachowder und Leprechaun

Wer jetzt jedoch denkt, dass Iren nur Guinness trinken, hat weit gefehlt. Anscheinend übertreffen sie nicht nur die Engländer im Teetrinken (zubereitet mit Milch und Zucker), sie mischen auch in Sachen Milchkonsum ganz oben auf der Konsumskala mit. Irland gibt sein bestes, seinen Einwohnern diese Milchfett-in-Wasser-Emulsion immer und überall servieren zu können. Ob zu einem Hamburger in Supermac's oder zur Pizza beim Italiener, Milch steht immer im Angebot. Verglichen mit Ländern wie etwa Italien oder Spanien kann hier vielleicht nicht von einer hochstehenden Eßkultur gesprochen werden, doch es ist auf jeden Fall ein köstliches Erlebnis. Nebst Desserts wie erstklassigen Cheesecakes und Guinnesskuchen, typischem Applepie, wundervoll de-

korierten Cupcakes und unschlagbaren Scones mit Clotted Cream gibt es auch interessante Hauptmahlzeiten zu entdecken. Einerseits werden die traditionell irischen Gerichte, von Irish Breakfast inklusive Blutwurst über Irish Stew und Seachowder bis zu Austern oder irischem Lachs, angeboten. Andererseits sind da jedoch die typischen Alltagsgerichte, die sehr interessante und für Nicht-Iren eventuell etwas gewöhnungsbedürftige Kombinationen auftischen. Nein, es ist weder ein Fehler auf der Speisekarte noch ein Scherz des Kochs: Zu Lasagne sowie Riz Casimir werden Pommes Frites serviert, zu Sandwiches gehören Pommes Chips und auf die Pizza kommt eine Art Knoblauch-Mayonnaise. Nicht zu vergessen die Kartoffelpizza – denn diese köstlichen Knollen finden in Irland den Weg in sämtliche Menüs, in jeder möglichen Form und Konsistenz schleichen sie sich auf jegliche Teller. Manchmal schaffen es sogar zwei verschiedene Varianten gleichzeitig, wovon beispielsweise die Kombination von Sheperd's Pie, eine Art Hackfleisch-Kartoffelstock-Auflauf, garniert mit Pommes Frites zeugt. Es scheint, als ob Irländer mit Erdäpfeln den Bedarf an Früchten und Gemüse kompensieren wollen. Die Vielfalt des Grünfutters ist nämlich eher beschränkt, denn sowohl das Angebot als auch die Preise scheinen die eher geringe Nachfrage nach Rohkost zu widerspiegeln.

Ach ja, fast hätte ich es vergessen – wie konnte ich nur – das Wetter! Gemäss meiner bescheidenen Erfahrung nach einem halben Jahr an Irlands Westküste investiert man die Zeit, welche man braucht, um die Wettervorhersage anzuschauen, besser in das Auffinden des Leprechaun, eines Wesens aus der irischen Mythologie. Geduldig muss man jedoch sein, denn obwohl man hier mehrere Male pro Tag die Gelegenheit bekommt, nach ihm zu suchen, lässt er sich doch nicht so einfach aufspüren.

Noëmi Aepli, 1988, ist in Trogen aufgewachsen, studiert Computerlinguistik und Sinologie in Zürich und ist gegenwärtig Praktikantin im Digital Enterprise Research Institute (Deri) Galway.



Werkbeiträge 2013

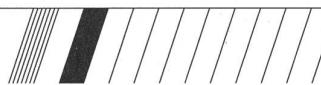
**angewandte Kunst
bildende Kunst
Literatur
Musik
Theater/Tanz**

Atelierwohnung Rom

**Aufenthalte zwischen
November 2013
und Oktober 2014**

Informationen und Anmeldeformular 2013
www.sg.ch/home/kultur/foerderung/beitraege.html
 telefonisch: 058 - 229 43 29
 Anmeldeschluss: 20. März 2013

Stadt St.Gallen



Werkbeiträge 2013

Die Stadt St.Gallen schreibt jährlich Werkbeiträge aus, die der Förderung innovativer Ideen und Projekte dienen. Eingabeschluss für die Werkbeiträge 2013 ist der 20. Februar.

Zur Bewerbung eingeladen sind Kulturschaffende aus sämtlichen Sparten und Bereichen der Kultur, die Wohnsitz in St.Gallen haben oder welche früher hier wohnten, sich aber vorübergehend zu Studien- und Ausbildungszwecken auswärts aufhalten. Gruppen können berücksichtigt werden, wenn die Mehrheit der Mitglieder in der Stadt wohnhaft ist. Es gibt keine Altersbeschränkung.

Weitere Informationen finden Sie im Internet www.kultur.stadt.sg.ch oder bei

Fachstelle Kultur
Rathaus, 9001 St.Gallen
Telefon 071 224 51 60, kultur@stadt.sg.ch

Stadt St.Gallen, Kultur, Januar 2013
www.stadt.sg.ch



Schöne Bücher im Verlag Saiten



Lika Nüssli
D'Sueballä – Alle Strips auf einen Streich
 Sammelband der Comics, die Lika Nüssli monatlich für Saiten gezeichnet hat.
 2010 | Fr. 13.80



Lika Nüssli, Andrea Gerster und Monika Slamanig
Instantgeschichten
 Eine rasante literarische Form: 52 x 3 Geschichten in 260 Minuten.
 2010 | Fr. 28.-



Manuel Stahlberger
Herr Mäder 1 & 2
 Der Kult-Comic des St.Galler Zeichners und Musik-Kabarettisten Manuel Stahlberger.
 2001/2005 | je Fr. 22.50



Daniel Kehl & Manuel Stahlberger
Hutter & Mock
 37 Fussball-Geschichten aus St.Gallen, getextet von Daniel Kehl und illustriert von Manuel Stahlberger.
 2004 | Fr. 25.-



Roger Walch
Fünf Jahre in Kyoto
 Eindrückliches Fotobuch aus der japanischen Stadt von Ex-Saitenredakteur Roger Walch.
 2004 | Fr. 25.-



Giuseppe Gracia
Riss
 Erstlingsroman des St.Galler Schriftstellers Giuseppe Gracia
 1995 | Fr. 20.-

Jetzt bestellen beim Verlag Saiten:
 071 222 30 66 oder sekretariat@saiten.ch
 Alle Bücher sind auch im Buchhandel erhältlich.